

DIE VERLEUGNETEN VORAUSSETZUNGEN
DES "NORMALARBEITSVERHÄLTNISSSES"
UND IHRE WIEDERKEHR
IN WEIBLICHEN BERUFSBIOGRAPHIEN

Christl Eckart*

Forschungsbericht/
Research Memorandum No. 300
Juni 1992

* öffentlicher Vortrag von Frau Prof. Eckart (Johann Wolfgang-Goethe-Universität, Frankfurt)
anlässlich ihrer Gastprofessur vom 2. bis 6. März 1992

Die in diesem Forschungsbericht getroffenen Aussagen liegen im Verantwortungsbereich des Autors/der Autorin (der Autoren/Autorinnen) und sollen daher nicht als Aussagen des Instituts für Höhere Studien wiedergegeben werden. Nachdruck nur auszugsweise und mit genauer Quellenangabe gestattet.

All contributions are to be regarded as preliminary and should not be quoted without consent of the respective author(s). All contributions are personal and any opinions expressed should never be regarded as opinion of the Institute for Advanced Studies.

This series contains investigations by the members of the Institute's staff, visiting professors, and others working in collaboration with our departments.

Zusammenfassung

Das Normalarbeitsverhältnis als sozialpolitische Institution verschärfte die geschlechtsspezifischen Differenzen der Existenzsicherung, da mit seiner Ausweitung implizit alle Arbeiten, die nicht in Lohnarbeit transformiert werden (können), abgewertet wurden, vor allem die reproduktiven Arbeiten von Frauen in der Familie. Gesellschaftskritische Analysen der Berufsbiographien von Frauen legen einen gesellschaftlichen Verdrängungsprozeß, im materiellen wie psychologischen Sinne, frei. Die scheinbar individuellen Probleme von erwerbstätigen Frauen verweisen auf die Abhängigkeit des Normalarbeitsverhältnisses und des "Normalarbeiters" von der privaten Reproduktionsarbeit von Hausfrauen und Müttern, von fürsorglichen Beziehungen und moralischen Orientierungen, die in der Lohnarbeit wie Naturressourcen verbraucht werden, ohne dort selbst wieder hergestellt werden zu können. Widersprüche und Konflikte in den Berufsbiographien von Frauen werden als Ansätze einer empirischen Kritik an männlichen Standards des Normalarbeitsverhältnisses begriffen. Maßstab für dessen Veränderung sind demokratische Reproduktionsverhältnisse in reziproken Beziehungen in einer Gesellschaft mit wachsender Arbeitsteilung und einem immer dichteren Netz von Interdependenzen.

Abstract

The standardization of what is considered the "normal labor relation" has become an institution of the modern welfare state, which implicitly devalues all other forms of work, especially the reproductive work of women in the family. It thus reenforces gender differences in the access to social and economic subsistence. Critical analyses of women's work biographies expose a process of repression, both material and psychological, in society. What seems to be individual conflicts of women in combining a family and a payed job actually points at a socially denied dependency behind the "normal wages labor" and the "normal worker". For those rely on private reproductive work of housewives and mothers, on caring relations and moral orientations which are consumed in the context of waged labor like natural ressources and cannot be restored in that context. Conflicts and contradictions in women's work biographies are considered a basis for an empirical critique of the masculinist standards of waged labor relations. It is argued that these have to be changed with respect to democratic social conditions of reproduction based on reliable reciprocal relations in a society of increasing division of labor and ever more densely elaborated webs of interdependence.

Die verleugneten Voraussetzungen des "Normalarbeitsverhältnisses" und ihre Wiederkehr in weiblichen Berufsbiographien

1. Familienzeit und industrielle Zeit

Am Ende des Ersten Weltkrieges 1918 wurde nach langen Kämpfen der gesetzlich und tarifvertraglich geregelte Normalarbeitstag (8 Stunden) in Europa und den USA durchgesetzt für Arbeit in Lohnabhängigkeit. Die durch Verrechtlichung "normal" geregelte Arbeitszeit war eine Voraussetzung dafür, daß Lohnarbeit für die große Mehrheit der männlichen Erwachsenen zur regelmäßigen Existenzgrundlage werden konnte. In der weiteren Entwicklung folgte dem Normalarbeitstag die Regelung der normalen Arbeitswoche, schließlich des Arbeitslebens bis zum sozialpolitisch umfassend versicherten Normalarbeitsverhältnis, in dem die Lohnarbeit die normale Voraussetzung für alle sozialstaatlichen Versicherungsleistungen wird. (Zur feministischen Kritik des Sozialstaates vgl. u. a. Gerhard et al. 1988)

Das Normalarbeitsverhältnis regelt nicht nur äußere Abläufe der Lohnarbeit, sondern in ihm verknüpfen sich der Wandel gesellschaftlicher Zeitstrukturen mit lebensgeschichtlichen Zeitorientierungen der Lohnabhängigen zu einem "Normalprogramm des Lebenslaufs" (Kohli 1988). Der Normalarbeitstag hat mit seiner Regelmäßigkeit und Planbarkeit eine Schutzfunktion gegenüber den schrankenlosen Zugriffen der Unternehmer auf die Arbeitskräfte. Dieser Schutz wurde zugleich das Korsett, in das sich die Lohnarbeitenden einpassen mußten. Pünktlichkeit, Voraussicht und Zeitdisziplin werden zu eigenständigen sozialen Normen. Der Anpassungsprozeß an die Zeitordnung des industriellen Produktionsprozesses ging mit der "Enteignung der Kompetenz des selbständigen Umgangs mit der Zeit" einher (Rinderspacher 1982; vgl. auch Hareven 1975), wie er in bäuerlichen Betrieben, im Handwerk und in der Hauswirtschaft im vorgegebenen Rahmen möglich gewesen war. Dieser Anpassungsprozeß war begleitet von heftigem Widerstand und Konflikten, von hoher Fluktuation, Blaumacherei, ausgedehnten Pausen und Alkoholkonsum (Widerstandsformen, die bis heute andauern, jetzt aber individualisiert und als Unfähigkeit des einzelnen personalisiert werden).

Am Ende dieses konfliktreichen Prozesses steht das Normalbild eines Arbeiters, dessen Zeitvorstellungen und -orientierungen von denen der vorindustriellen Gesellschaft grundlegend verschieden sind. Das ist noch nicht so lange eingeübt, und

schon wenige Generationen später haben sich die Bewertungen verkehrt: Erschienen dem in die Fabrik verwiesenen Handwerker noch die dort herrschenden Zwänge als chaotisch und desorientierend, weil sie seinen Arbeits- und Lebensrhythmen fremd waren, so werden nur wenige Generationen später diejenigen als chaotisch und undiszipliniert empfunden, die mit Forderungen nach individuell flexibleren Arbeitszeiten oder nach Arbeitszeiten, die dem Familienleben angemessen wären, am sozialen Korsett des Normalarbeitstages rütteln.

Aus dem Blickwinkel der industriellen Zeit- und Arbeitstugenden gehörten Frauen immer zu diesen Zeitchaoten. Frauen haben, wenn sie Hausfrauen, Mütter und erwerbstätig sind, den skizzierten Anpassungsprozeß lebensgeschichtlich alltäglich immer wieder zu leisten. Die divergenten Zeitstrukturen in der Familie und in der Lohnarbeit sind für Frauen nicht in einer Komplementarität von Arbeitszeit und Freizeit befriedet. Der tägliche Wechsel der Arbeitsformen in der Familie und im Beruf verlangt den Frauen eine Synthetisierung ab, die nicht in einer einseitigen Angleichung aufzulösen ist. Die Tätigkeiten für die Reproduktion des Menschen sind nicht als zeitökonomisch rationalisierte Arbeit zu organisieren. Diese Tätigkeiten für die menschliche Reproduktion erfordern aber auch soziale Rücksichten, die in der Person der Frau die Grenzen der Verplanung menschlicher Arbeitskraft deutlich werden lassen. Historisch waren oft Frauen neben den Kindern diejenigen, für die Arbeitsschutzbestimmungen und Arbeitszeitverkürzungen erlassen wurden, weil in ihrem Fall der Schutz nicht nur der individuellen, gegenwärtigen Arbeitskraft galt, sondern der Sicherung weiterer Generationen von Arbeitskräften und der sozialen und kulturellen Reproduktion über das schlichte Überleben hinaus. Während die frühen Arbeitszeit- und Arbeitsschutzbestimmungen für Frauen als ein notwendiger Schutz für die unmittelbare biologische Reproduktion betrachtet werden können, sind spätere Regelungen, wie z. B. die Einrichtung der Teilzeitarbeit in den sechziger Jahren in der Bundesrepublik Deutschland, auch als ein Zugeständnis an die sozialen Erfordernisse der kulturellen Reproduktion in der Familie, an die Zeitbedürfnisse von Hausfrauen und Müttern zu interpretieren.

Mit der Entwicklung des Normalarbeitsverhältnisses zur "normalen" Form der Existenzsicherung wurden alle anderen Formen von Arbeit, die sich nicht in das Schema der zeitökonomisch rationalisierten Lohnarbeit bringen lassen, implizit abgewertet. Das gilt für alle nicht bezahlten, nicht erwerbsmäßigen Formen von Arbeit, vor allem für die reproduktiven Tätigkeiten in der Familie. Eine verschlechterte

soziale Situation von Frauen und Müttern ist die Kehrseite des Siegeszuges des Normalarbeitsverhältnisses, sowohl für die materielle Sicherung der Frauen wie für ihre soziale Integration und Anerkennung. Die Entwicklung des Normalarbeitsverhältnisses verschärft zunächst die geschlechtsspezifischen Differenzen in der Existenzsicherung und in den verschiedenen Formen der Abhängigkeiten. Materielle Sicherheit, soziale Anerkennung und Sinnhaftigkeit gewährt das Normalarbeitsverhältnis nur jenem Teil der Gesellschaft, der sich aus den elementaren Tätigkeiten der Reproduktion des Lebens heraushält, denn für diese ist in dem Schema Arbeitszeit - Freizeit kein Platz vorgesehen. Da es aber prinzipiell als universelle, als allgemeingültige gesellschaftliche Regelung angelegt ist, höhlt das Normalarbeitsverhältnis diese Differenzen schließlich auch selbst aus.

"Kritik am Normalarbeitstag rührt ... gerade aus seinem Erfolg selbst. Je mehr sich der Normalarbeitstag und mit ihm die sozialpolitische Institution des 'Normalarbeitsverhältnisses' überhaupt etablierte, desto deutlicher wurden die Grenzen ihrer Verallgemeinerbarkeit und ihre soziale und geschlechtsspezifische Selektivität." (Deutschmann 1990, S. 92)

Werfen wir kurz noch einen Blick auf die historische Entwicklung dieser reproduktiven Seite des Alltagslebens. Während die Lohnarbeit zur dominanten Form der Arbeit wurde, entwickelte sich die Familie zugleich zum Privatraum und zur Intimsphäre, die die Lohnarbeit gleichsam wie einen Fremdkörper aus sich ausstößt. Dieser Prozeß verlief für Frauen und Männer dramatisch unterschiedlich: er band die Frauen an die privat organisierte Hausarbeit, die Männer nicht zu verrichten haben, aber er entband die Frauen nie wirklich davon, auch Lohnarbeit zu verrichten. Aber der Zugang zur Lohnarbeit wurde den Frauen massiv erschwert.

Es bedarf noch weiterer gründlicher Klärung, wie Frauen während dieser tiefgreifenden Veränderung der gesellschaftlichen Organisation der Arbeit immer wieder in der Zuständigkeit für die Hausarbeit und Kindererziehung gehalten wurden (das ist notwendig auch in der ehemaligen DDR zu untersuchen mit ihrer Erwerbsquote für Frauen von über 90 Prozent). Der Hinweis auf die Biologie ist unbefriedigend, der auf die Tradition reicht nicht aus und wird zirkulär. Das bürgerliche Familienmodell mit dem Leitbild der darin waltenden Hausfrau und Mutter wurde für alle Schichten zur gesellschaftlichen Norm, wenn auch für die wenigsten zur Realität. Die Familie sollte als komplementäre und Gegenwelt zum öffentlich politischen und zum Berufsleben eingerichtet werden, die weitgehend von den formal-rationalen Handlungsimperativen frei sein sollte, die jenseits der Privatsphäre gelten.

Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts ließen jedoch die Institutionen Ehe und Familie - oder von der anderen Seite betrachtet: ließ das Normalarbeitsverhältnis vieler Männer - die ausschließliche Konzentration der Frauen auf die ihnen zugeschriebenen Aufgaben in der Familie gar nicht zu. (1900 waren in Deutschland 34 Prozent aller Frauen verheiratet; 1933 43 Prozent; 1970 in der BRD 47 Prozent; 1980 47 Prozent; 1985 47 Prozent; 1990 49 Prozent). Abgesehen davon, daß womöglich zu keiner Zeit alle Frauen heiraten wollten, bot auch zu jener Zeit in keiner sozialen Schicht die Ehe allen Frauen eine Subsistenzgarantie, wie es das Leitbild der Hausfrau versprach.

In unseren sozialhistorischen Studien zu den Grenzen der Frauenlohnarbeit am Institut für Sozialforschung (Kramer et al. 1986) sind wir der Beobachtung nachgegangen, daß nach anfänglichen Tendenzen, zu Beginn der Industrialisierung auch alle Frauen zu Lohnarbeitskräften zu machen, die Lohnarbeit von Frauen auf Grenzen gestoßen war. Die Erwerbsquote der Frauen (Anteil an 15- bis 65jährigen weiblichen Erwerbspersonen) blieb, grob gesprochen, seit dem Ersten Weltkrieg relativ konstant bei einem Drittel (1925: 36 Prozent; 1950: 31 Prozent; 1970: 30 Prozent; 1985: 36 Prozent; in den sechziger Jahren wurde die Quote durch ausländische Arbeitnehmerinnen gestützt, in den siebziger und achtziger Jahren durch die Ausweitung der Teilzeitarbeit). Wir verfolgten an verschiedenen historischen Beispielen die These, daß kapitalistische Gesellschaften eine Balance herstellen müssen zwischen der Lohnarbeit der Frauen und deren biologischer und sozialer Reproduktionsarbeit. Die gesellschaftliche Bedeutung der privat gehaltenen Reproduktionsarbeit läßt eine vollständige Mobilität und Verwertung der Frauen als Lohnarbeitskräfte nicht zu. Auf dem Arbeitsmarkt wird daher die Frauenarbeit durch vielfältige Formen der geschlechtsspezifischen Segmentierung reglementiert und durch die Familien- und Sozialpolitik indirekt gelenkt. Und Frauen selbst setzen ihrer Integration in den Arbeitsmarkt Grenzen durch ihre spezifischen Interessen an der Kombination von Lohnarbeit und Hausarbeit. Diesen Interessen der Frauen selbst, als durch Lohnarbeit und Hausarbeit sozial vermittelten, galt ein Großteil der Aufmerksamkeit in den verschiedenen Fallstudien. Dazu mußte die Hausarbeit überhaupt erst ans Licht geholt und der verengte Begriff von Arbeit wieder ausgeweitet werden.

Die kritische Frauenforschung, besonders die sozialhistorische und biographische Forschung, hat dazu beigetragen, Arbeiten und Tätigkeiten von Frauen zu benennen und ins Bewußtsein zurückzuholen, die unter dem Schleier von vermeintlich biologi-

scher und wesensmäßiger Bestimmung der Frau verborgen und durch diese Ontologisierung der gesellschaftlichen Veränderung scheinbar entzogen waren. Die Ausweitung des Arbeitsbegriffes ist aber auch auf Grenzen gestoßen, die sich in Wortungetümen wie "Beziehungsarbeit" oder "Gefühlsarbeit" ausdrücken. Diese Kunstworte bedienen sich in kritischer Absicht der Analogie zum Arbeitsbegriff und geraten dabei in die Gefahr, selber menschliche Beziehungen auf Arbeit zu reduzieren und damit kritische und utopische Vorstellungen vom menschlichen Zusammenleben und einer anderen gesellschaftlichen Organisation von Arbeit preiszugeben. Im Verständnis von Arbeit und Leistung liegt noch eine Möglichkeit von Gegenwehr: sie können verweigert werden. Aber gerade die konsequente Analyse der Hausarbeit hat die Grenzen einer Verweigerung deutlich gemacht, die in den emotionalen Beziehungen und unverzichtbaren Zuwendungen liegen, die im menschlichen Reproduktionsprozeß vermittelt werden. Diese Zuwendungen und emotionalen Beziehungen gehen nicht in Arbeitsprozessen auf und können auch nicht in Kategorien von Arbeit beschrieben werden. Sie sind aber kritische Bezugspunkte für eine gleichrangige soziale Interaktion der Geschlechter. Denn die soziale Hierarchie der Geschlechter beruht nicht nur auf der verschiedenen Bewertung der ihnen zugeschriebenen Arbeit.

Bevor ich die sozialhistorische Perspektive verlasse, will ich noch daran erinnern, daß es in der Geschichte des sozialpolitischen Engagements in der alten Frauenbewegung des 19. Jahrhunderts und während der Rationalisierungskampagne in den zwanziger Jahren sowie jetzt in der neuen Frauenbewegung immer wieder konfliktreiche Debatten um die Reproduktionsarbeit und um die Mütterlichkeit gegeben hat. Diese Debatten führten dazu, daß für eine begrenzte Zeit auch in der Öffentlichkeit die gesellschaftliche Bedeutung dieser Arbeit zur Kenntnis genommen wurde. Das Muster von der "Wiederkehr des Verdrängten" liegt nahe: in der Gesellschaft des "Normalarbeitsverhältnisses" werden jene Tätigkeiten und Orientierungen unsichtbar gemacht und entwertet. Die Frauen, die dennoch dafür zuständig sind, werden gleichsam zum Sprachrohr für die "organischen" Voraussetzungen der "normalen" Lohnarbeit. Es gilt in der Forschung nicht nur, diese dunklen Flecke zu erhellen, sondern auch die Prozesse ihrer Verdunkelung zu untersuchen.

Ich halte von dem bisher Gesagten fest, was der darin implizierte historisch-theoretische Bezugsrahmen ist: Die Trennung von Produktions- und Reproduktionsbereich, von Lohn- und Hausarbeit, Öffentlichkeit und Privatsphäre und die Zuordnung der

Geschlechter zu diesen Bereichen ist ein Programm der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft und ein fortdauernder Prozeß. Der Zusammenhalt, das Zusammenspiel beider Bereiche und die (normative) Zuordnung der Geschlechter zu den Bereichen muß historisch jeweils neu politisch geregelt werden. Frauen sind die Seismographen für Reibungen zwischen den getrennten Sphären. An ihrer sozialen Lage als Grenzgängerinnen zwischen Haus- und Berufsarbeit, zwischen Öffentlichkeit und Privatsphäre ist zu erkennen, wann die Trennung der Bereiche unerträglich wird bzw. wann ein bisher sozial geregeltes Verhältnis zwischen beiden ins Wanken gerät. Sie drücken aber auch aus, daß es Widerstände gegen eine völlige Angleichung beider gesellschaftlicher Bereiche gibt, wenn z. B. die Andersartigkeit der Tätigkeit und der Lebenspraxis von Frauen in der Familie betont wird.

2. Berufsbiographien im Schnittpunkt von Produktions- und Reproduktionsverhältnissen

Als Grenzgängerinnen zwischen Familie und Beruf stehen Frauen unter einem Innovationsdruck: Sie müssen ein individuelles Arrangement finden, um die widersprüchlichen Anforderungen an sie und ihre eigenen Interessen in beiden Bereichen in eine erträgliche Balance zu bringen. Was in den Biographien von Frauen wie ein individuelles Problem erscheint, ist ein zutiefst gesellschaftliches. Christoph Deutschmann resümiert diesen Zusammenhang in seiner Untersuchung zum Normalarbeitstag in Deutschland pointiert:

"Was in den materiellen Sicherungs- wie in den sozialen Orientierungsproblemen von Frauen zutage tritt, ist eine durch den Normalarbeitstag institutionalisierte Lebenslüge der Gesellschaft: daß sie von der zeitökonomisch strukturierten und auf Humankapitalverwertung gerichteten Erwerbsarbeit allein leben könnte." (Deutschmann 1990, S. 94)

Die Individualisierungsdebatte der letzten Jahre in den Sozialwissenschaften wirft ein Licht auf die verschieden gewichteten Orientierungen und Bindungen von Frauen und Männern im Beruf. Prozesse der Individualisierung werden überwiegend am Wandel der "Normalbiographie", die um die Erwerbstätigkeit organisiert ist, festgemacht und dann mit ihren Folgen für das Familien- und Privatleben betrachtet. Dabei erscheinen die Arbeitsmarktprozesse häufig als dominante Auslöser der Veränderungen. Einflüsse, die aus dem Privat- und Familienleben wirken, Ungleich-

zeitigkeiten und Widersprüche der Anforderungen aus den beiden gesellschaftlichen Institutionen - Familie und Beruf -, die Frauen aktiv zu gestalten haben, werden vorschnell jener übermächtigen Einflußsphäre untergeordnet oder als spezielle Probleme von Frauen ausgegrenzt. Die Bedeutung von interessenorientiertem Handeln von Frauen als Akteurinnen in beiden gesellschaftlich relevanten Bereichen wird dabei übersehen, noch viel mehr der Eigensinn, die Vielfalt und Heterogenität der Lebensführung unter den Frauen selbst. Gesellschaftliche Tendenzen der Individualisierung erfassen inzwischen den gesamten "weiblichen Lebenszusammenhang", wirken also auch in der Privatsphäre und beeinflussen die Vermittlung von Beruf und Familie für Frauen und Männer. Individuelle Entscheidungen für die Gestaltung des Berufsweges wie auch des "Privatlebens" werden immer häufiger normativ abverlangt, ohne daß die materiellen und psychischen Ressourcen für solche Entscheidungen "mitgewachsen" oder strukturelle Benachteiligungen faktisch aufgehoben wären.

In der Lebensführung jeder einzelnen berufstätigen Frau scheint das gesellschaftliche Problem der komplementären Organisation von Produktions- und Reproduktionsarbeit wie in einem Brennspiegel konzentriert. An ihren Biographien wird deutlich, daß der Wandel der Berufsbiographien sowohl unter dem Einfluß von Veränderungen im industriellen Produktionsprozeß steht als auch von Veränderungen in den Reproduktionsverhältnissen, die Frauen mit ihrem Verhalten auch selbst beeinflussen (mehrheitlich von Frauen beantragte Scheidungen; wachsende Zahl lediger Mütter; andere Lebensformen jenseits von Ehe und Familie). Diese Erweiterung der Perspektive auf Produktions- und Reproduktionsverhältnisse zur Beurteilung von Berufsbiographien hat die Frauenforschung durch die Analyse der Berufstätigkeit von Frauen gewonnen, weil die Mehrheit der Frauen ihre ökonomische Existenz durch verschiedene Kombinationen des Ehe- und Berufslebens sichert. Aber diese Perspektive ist keineswegs auf Frauen beschränkt. Vielmehr hilft sie zu beleuchten, wieviel verleugnete Abhängigkeit hinter den scheinbar gradlinigen Berufswegen von Männern verborgen ist und welche Mechanismen diesen Schleier aufrechterhalten.

Am Verlust, wenn die Frau das Haus verläßt oder gar nicht erst betritt, wird Männern offenbar erst deutlich, was alltägliche Voraussetzung ihres Berufslebens ist. Die "männliche Normalbiographie" setzt die Komplementärrolle der Frau für die Reproduktion, die "Frau an seiner Seite" so selbstverständlich voraus, daß sie als subjektive Leistung aus der Beurteilung der beruflichen Sozialisation von Män-

nen ausgegrenzt werden konnte und in deren individuellem Bewußtsein ähnlich weitgehend verdrängt ist wie in den meisten Theorien zur beruflichen Sozialisation, die die Alltagsvergessenheit der Männer spiegeln. Wird umgekehrt der Maßstab einer "normalen Berufsbiographie" von Männern, aus der die Reproduktionsarbeit herausdestilliert ist, dann an die Lebensläufe von Frauen angelegt, muß die Reproduktionsarbeit stets wie eine Bremse auf dem Weg zu jener vermeintlichen Normalität erscheinen. Tätigkeiten zur menschlichen Reproduktion sind jedoch eine gesellschaftlich und individuell unverzichtbare Lebensgrundlage und auch Voraussetzung für die Berufstätigkeit, die zum Maßstab über sie hypostasiert wurde.

Zwar macht der Schub zur Arbeitsmarkt-Individualisierung auch vor Frauen nicht halt. Dennoch ist die Interessenlage von Frauen nicht dieselbe wie die von Männern. Sie bleibt individuell und für die soziale Gruppe der Frauen durch die Reproduktionsverhältnisse geprägt. (Auch die Abkehr oder die Veränderung von Reproduktionsverhältnissen ist ein Problem von Frauen.) Auf dem Arbeitsmarkt müssen sich Frauen mit den dort herrschenden Wertmaßstäben und Orientierungen auseinandersetzen, die denen aus dem Familienleben häufig zuwiderlaufen. Weder einseitige Anpassung noch einseitiges Aufgeben von Orientierungen lösen wirklich die Konflikte, die Frauen durchleben, wenn die gesellschaftliche Hegemonie der Berufsorientierung in ihr persönliches Leben übergreift. Die Erfahrungen und Erwartungen aus dem Familienleben, etwa die Orientierung an konkreten Personen, die das Handeln von Frauen öfter als das von Männern charakterisieren, sind nicht per se schon das Mittel, die instrumentellen Orientierungen des Berufslebens außer Kraft zu setzen. Vielmehr können diese Erfahrungen die Basis für eine Kritik am Leistungsprinzip sein, das fremden Verwertungsinteressen folgt und autoritären Strukturen, kaschiert unter Sachzwängen, Vorschub leistet. Die Rücksicht auf persönliche Beziehungen ist auch Ausdruck für den Wert des ökonomisch nicht Berechenbaren in der Kooperation und Kommunikation, das Bestandteil einer Politik wechselseitiger Verantwortlichkeit sein müßte.

Zur Ergänzung ein Blick auf die andere Seite des Geschlechterverhältnisses: auch Männer haben eine "familiäre Orientierung". Sie prägt aber nicht in gleicher Weise ihr soziales Selbstbild wie bei Frauen. Das liegt vor allem im unterschiedlichen Inhalt, den diese Orientierung für beide hat. Die Vorstellung von der familialen Orientierung von Frauen umfaßt die aktive Gestaltung des Familienlebens. Die des Mannes dagegen umfaßt eher seine passive Teilnahme am Familienleben, das Ver-

sorgt werden, die kompensatorische Funktion gegenüber dem Berufsleben. Die aktiven Inhalte seiner familialen Orientierung als "Familienernährer" sind eher instrumentell betont und zugleich wieder an die Orientierung am Beruf zurückgekoppelt. Eine Veränderung männlicher Lebensführung hin zu einer mehr egalitären Aufteilung der Arbeiten, die mehr sein soll als formale Angleichung, müßte zur Voraussetzung haben, daß Männer bereit wären zu versorgender Zuwendung, zur Verantwortung für das emotionale Befinden und zum emphatischen Verständnis der Bedürfnisse und Gefühle anderer, zur Reziprozität des Verhaltens, das in weiblichen Rollenerwartungen stilisiert wird.

Die Frauenforschung hat, wie schon gesagt, viel zur Erweiterung des Arbeitsbegriffs und des "Belastungsdiskurses" beigetragen. Die Chance dieser Diskussion liegt nicht nur darin, neue Belastungen zu definieren, sondern im Gegenteil auch Tätigkeiten und soziale Beziehungen ans Licht zu holen, die im vorherrschenden Arbeitsdiskurs als Erfahrungen vernachlässigt und verleugnet wurden, so daß der Verzicht von Frauen darauf - etwa der Verzicht auf Kinder oder die fehlende Anerkennung unter Gleichen im Beruf - nicht als Belastung und die Unerfahrenheit der Männer darin nicht als Mangel erkannt werden konnten. Der herkömmliche Belastungsdiskurs gerät in die Gefahr, Erwartungen und Ansprüche an die Qualität der Beziehungen in der Lohnarbeit der dort vorherrschenden Sachlogik anzupassen. Erfahrungen wie persönliche Mißachtung oder verletzte Würde, Erwartungen an eine Anerkennung der persönlichen, individuellen Leistung (nicht nur des Arbeitsergebnisses) haben implizit Ansprüche an Intersubjektivität zum Maßstab, die als Basis und Bezugspunkte für Kritik und Widerstand gegen herrschende Arbeitsbedingungen verallgemeinerungsfähig sind.

3. Die Hierarchie der Moralen. Konflikte der Interessen und Handlungsorientierungen

Ich will nun die unterschiedlichen Orientierungen in der Berufsarbeit betrachten und die Konflikte, die zwischen den Orientierungen entstehen können. In der Studie zu den Erfahrungen von Frauen mit Teilzeitarbeit (Eckart 1990) habe ich die Möglichkeiten von Frauen zur Gestaltung ihrer Berufsbiographie verfolgt, wenn diese nicht in der Anpassung an die "Normalbiographie" nach männlichem Muster enden

soll. Die Aufmerksamkeit galt den Verhinderungen und dem sozialen Preis, den Frauen für einen eigenen Weg zu zahlen haben, und dem Gewinn, den Frauen nach ihren Maßstäben aus dieser Regelung ziehen. Die meisten politökonomischen, arbeitswissenschaftlichen und einige feministische Analysen gehen davon aus, daß Teilzeitarbeit von Frauen ein mehr oder weniger freiwilliger Kompromiß zwischen den widersprüchlichen Anforderungen aus Familie und Beruf ist. Mich interessierten jenseits solcher funktionaler Analysen die Ziele, Interessen und Bedürfnisse der Frauen selbst, die sie mit der Teilzeitarbeit verbinden. Und ich ging davon aus, daß die Interessen der Frauen nicht darin aufgehen, daß sie die Anforderungen, die an sie gestellt werden, auch alle erfüllen wollen.

Statt dem verbreiteten Urteil, daß individuell verkürzte Arbeitszeit auch auf reduziertes berufliches Interesse schließen lasse, folgt die Untersuchung der These, daß Teilzeitarbeit Frauen die Möglichkeit eröffnet, sich beruflich und darüber hinaus im weitesten Sinne politisch zu engagieren, wie es ihrem Lebenszusammenhang entspricht. Statt einer "allseitig reduzierten Persönlichkeit" (Film von Helke Sander 1978) in ungewollten Alternativen - Beruf oder Familie - oder unter der Bürde von Mehrfachbelastungen könnte sie einen Spielraum zur Selbstentfaltung schaffen. Dies ist keine künstlich naive, voluntaristische Perspektive, sondern eine, die den individuellen Interessen von Frauen Raum geben will. Denn es ist vielfach untersucht, daß diesen Möglichkeiten massive Widerstände sowohl der betrieblichen Arbeitsorganisation als auch der Anforderungen aus Ehe und Familie entgegenstehen. Und die Ethik der Arbeitsgesellschaft verlangt Legitimationen für die Reduktion von Arbeit, die Frauen vor zwei Instanzen abgeben müssen: Beruf und Familie. Kein Mann wird in dieses Schema gepreßt. Wenn Männer weniger Zeit in den Beruf investieren wollen, werden ihnen andere individuelle Interessen unterstellt. Von Frauen wird erwartet, daß sie die Zeit für die Familie haben wollen. Individuelle Interessen werden bei ihnen gar nicht angenommen. (Beispiele: "Wertewandel"-Diskussion; postakquisitive Werte; individuelle Freizeitinteressen bei Männern.)

In der Teilzeitarbeit bündeln sich die Probleme und Interessen von Frauen, wie ich sie bisher skizziert habe: Als Grenzgängerinnen zwischen Beruf und Familie müssen sie ein individuelles Arrangement finden, um die widersprüchlichen Erwartungen in eine erträgliche Balance zu bringen. Dafür brauchen sie Zeit, die sie sich an zwei verschiedenen Fronten, im Betrieb und im Haushalt, erkämpfen müssen. So ist die Teilzeitarbeit nicht nur eine unter Zwang angenommene Form der Arbeitsteilung,

sondern sie ist auch Ausdruck für Interessen von Frauen, die außerhalb der Erwerbsarbeit liegen und bei der Beurteilung von Arbeitszeitregelungen nicht nur für Frauen berücksichtigt werden müssen. Selten wird im Meinungsstreit um die Teilzeitarbeit zur Kenntnis genommen, wie sich Frauen unter den Bedingungen der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung tatsächlich verhalten, welche Handlungsspielräume ihre materielle Bindung an Hausarbeit und Lohnarbeit den Frauen läßt, genauer: welche Handlungsspielräume Frauen unter diesen Bedingungen selbst durchsetzen und verteidigen können.

In der Analyse der Biographien der befragten Frauen wurde deutlich, daß Frauen nicht nur ihren eigenen Weg im männlich strukturierten Berufsleben durchsetzen müssen, sondern ein ihnen selbst angemessenes Privatleben gestalten und eine eigene Balance zwischen Fürsorge und Leistung finden müssen. Ich habe diesen Zusammenhang als Probleme eines doppelten Individuierungsprozesses beschrieben. Frauen müssen sich in der Familie und im Beruf verschiedenen sozialen Kollektiven, Prozessen und Orientierungen zuordnen und durch sie hindurch individuieren. Das Streben nach Selbständigkeit auf dem Weg der Abgrenzung durch Leistung und Aggression, wie sie das Berufssystem erfordert, kann leicht in Widerspruch geraten zum Bedürfnis nach Verbundenheit und Kommunikation, das für emphatische zwischenmenschliche Beziehungen konstitutiv ist. In Anlehnung an Carol Gilligans Untersuchungen zu den Lebenskonflikten und der Moral der Frau (1984) lassen sich die Probleme von Frauen bei ihrer Interessenwahrnehmung als Konflikte zwischen einer Moral der Fürsorge und dem individualisierenden Leistungsprinzip darstellen.

Carol Gilligans Buch "Die andere Stimme" ist inzwischen zu einem Klassiker der Frauenforschung geworden. Zur Erinnerung: sie kritisierte die Einordnung von Frauen in das fünfstufige Modell moralischer Entwicklung, das Lawrence Kohlberg aus einer langjährigen Untersuchung mit 84 jungen Männern entwickelt hat und für das er Universalität beansprucht. Mit dieser Skala werden dann die Urteile anderer Personen gemessen. Unter denjenigen, die in den folgenden Untersuchungen die höchsten Entwicklungsstufen nicht erreichen, waren auffallend viele Frauen. Gilligan nahm diese empirischen Ergebnisse zum Anlaß, die Inhalte der Moralvorstellungen von Frauen genauer zu untersuchen, die sich offenbar im Kohlbergschen Schema nicht angemessen berücksichtigen ließen. Nach Gilligans Untersuchungen folgen Frauen stärker einer Ethik der Fürsorge und Verantwortung und berücksichtigten den Kontext und die beteiligten Personen in einem Handlungsfeld. Das moralische

Urteil von Frauen - so Gilligan - tendiere eher dazu, den Standpunkt des 'besonderen Anderen' einzunehmen, und Frauen scheinen besser in der Lage zu sein, die dafür notwendigen Gefühle der Empathie und Sympathie aufzubringen. Würden nun diese kognitiven Charakteristika nicht als Schwächen, sondern als wesentliche Komponenten des moralischen Argumentierens Erwachsener im postkonventionellen Stadium betrachtet, dann verweisen diese Inhalte auf die Beschränktheit der Definitionskriterien in Kohlbergs Theorie und nicht auf die Beschränktheit der mit ihnen kategorisierten (weiblichen) Untersuchungsobjekte. (Vgl. Eckart 1992)

Dieses Kritikmuster läßt sich auch an industriesoziologisch verengte Vorstellungen von einer richtigen beruflichen Interessenvertretung anlegen. Wir haben bei der Interpretation unserer Interviews danach gefragt, woran sich jede einzelne der befragten Frauen orientiert, woran sie festhält, wodurch sich ihr Verhalten von einem vermeintlich allgemeinen Maßstab richtiger Interessenvertretung unterscheidet. Denn oberflächlich betrachtet, bestätigt die Studie, was industriesoziologische Untersuchungen gefunden zu haben glauben, daß es Frauen schwerfällt, ihre Interessen im Beruf zu vertreten. Sie interpretieren diesen Befund jedoch meist als einen Mangel beruflicher Sozialisation, als einen Mangel instrumenteller Interessenorientierung von Frauen, als ein Defizit, aus dem Frauen noch herauswachsen müßten.

In den Analysen der Interviews wurde deutlich, daß Bedürfnisse, die sich in der Privatsphäre entfalten sollen, nicht in der gleichen Art wie sozial bedingte Interessen zu verhandeln sind, auch daß Bedürfnisse nicht immer in Interessen umzudeuten sind. Frauen geraten in das Dilemma, ihre Moral der Fürsorge im Beruf und in der politischen Öffentlichkeit nach den dort herrschenden Begründungsmustern nicht begründen, konsensfähig machen zu können. Wie kann sich die "andere Stimme" in einer politischen und beruflichen Öffentlichkeit, die nach dem Leistungsprinzip strukturiert ist, Gehör verschaffen, ohne unter dem Druck der Erklärungsmuster der dominanten Stimme ihren Charakter und ihren Inhalt zu verlieren?

Carol Gilligan verfolgte in ihrer Kritik am universalistischen Anspruch der Entwicklungspsychologie das Paradox, daß "genau die Züge, die traditionell die 'Güte' der Frauen ausmachten, ihre Fürsorge für andere und ihre Einfühlsamkeit in deren Bedürfnisse ... dieselben (sind), die sie als defizitär in ihrer moralischen Entwicklung ausweisen" (1984, S. 29). Ein ähnliches Paradox entsteht, wenn die Erwartung von planmäßigem, interessegeleitetem Handeln, wie es im Beruf verlangt wird, auf alle Lebensbereiche von Frauen ausgedehnt wird.

Max Weber hat die beruflichen Spielregeln der bürgerlichen Gesellschaft nüchtern beschrieben. Nach ihm bildet die "Orientierung an der nackten, eigenen und fremden Interessenlage" (insbesondere, aber nicht nur, beim wirtschaftlichen Handeln) "in ihrer Bewußtheit und inneren Ungebundenheit den polaren Gegensatz gegen jede Art von innerer Bindung durch Einfügung in bloße eingelebte 'Sitte', wie andererseits gegen Hingabe an wertrational geglaubte Normen. Eine wesentliche Komponente der 'Rationalisierung' des Handelns ist der Ersatz der inneren Einfügung in eingelebte Sitte durch die planmäßige Anpassung an Interessenlagen." (1956, S. 15) Als Begriff, der die "Legitimität eigensüchtiger Vorteilsverfolgung" ausdrückt, enthält Interesse das "Moment der Fremdheit in den Sozialbeziehungen interesseorientiert Handelnder" (H. Neuendorff 1973, S. 16). Interesse wird in der bürgerlichen Gesellschaft zur dominanten Vermittlungskategorie zwischen dem Individuum und dem sozialen System.

Die Ethik der Fürsorge und Verantwortung, wie Gilligan sie beschreibt, ist nicht bloß eine "innere Einfügung in eingelebte Sitte" (Max Weber), als die sie erscheinen mag, wenn sie als Eigenart von Frauen stilisiert wird, die einem bestimmten Rollenverständnis geschuldet ist, sondern sie ist eingebettet in soziale Interaktion, kommunikativ gestaltet und daher wandelbar. So wie die Hausarbeit, die Reproduktionsarbeit in der Privatsphäre, für die Frauen zuständig sind, kein vorkapitalistisches Relikt, sondern Bestandteil bürgerlich-kapitalistischer Produktionsverhältnisse sind, so ist auch die Moral der Fürsorge nicht "just a collection of 'moral leftovers'" (Joan Tronto 1987, S. 654), sondern Bestandteil menschlicher Kommunikation und Voraussetzung der Fähigkeit zu interessegeleitetem Handeln. Da Frauen sozial an die Reproduktionssphäre gebunden sind, liegt ihre stärkere Orientierung an einer Moral der Fürsorge letztlich in ihrer sozialen Position, in ihrer Alltagspraxis begründet, in der mehr Möglichkeiten und Notwendigkeiten zu fürsorglichem Verhalten bestehen. (Die Beispiele unserer Interviews zeigen, daß Frauen die Praxis solchen Verhaltens nach Jahren beruflicher Orientierung oft erst erlernen müssen - wie es Männer auch tun könnten -, besonders wenn die Vorstellung von Selbständigkeit mit einer Ablehnung der Rolle der Mutter einhergegangen war.)

Die Hierarchie der Moralen - zwischen der Moral der Fürsorge und der Moral des formalen Rechts - spiegelt die Hierarchie zwischen Produktions- und Reproduktionsbereich, in die das Geschlechterverhältnis eingewoben ist. Die kritischen Analysen der geschlechtlichen Arbeitsteilung und der umfassenderen Geschlechter-

verhältnisse sind geleitet von dem Erkenntnisinteresse, Vorstellungen von Interaktion jenseits dichotomer und hierarchischer Modelle zu entfalten und faktische Machtverhältnisse zu analysieren. Die theoretische Anstrengung gilt Vorstellungen von Interaktion, in der Abhängigkeit und Bedürfnisse nach Zuwendung und Fürsorglichkeit nicht als Gegensatz von Autonomie konstruiert sind. Sie tragen zu einem Denken bei, in dem die Verschiedenheit der Geschlechter nicht hierarchisierend zu einer Defizienz umgedeutet wird, und sie ermöglichen, Denkprozesse, Bewertungen und politische Maßnahmen daraufhin zu betrachten, wie sie aus Differenzen Hierarchien erst errichten.

Unter dieser erweiterten Perspektive wird die Analyse der beruflichen Erfahrungen von Frauen zu einer empirischen Kritik an der sogenannten männlichen Normalbiographie, die ihre Normalität und gesellschaftliche Dominanz dadurch behauptet, daß sie nach Anpassung an die formal-rationalen Anforderungen des kapitalistischen Berufssystems strebt und die komplementären emotionalen Unterstützungen und Zuarbeiten in den Frauen ausgegrenzt und abgewertet hat. Tendenzen äußerlicher, formaler Angleichung der Berufsbiographien von Frauen und Männern täuschen leicht über diese Trennung hinweg. Jessica Benjamin hat darauf hingewiesen, daß die fortschreitende soziale Rationalisierung (i. S. Max Webers) die paradoxe Tendenz habe, den Geschlechterunterschied an der Oberfläche zu neutralisieren. Dennoch verschärften sich die kulturell verankerten, in ihm wurzelnden Dichotomien in einer verallgemeinerten Abwertung der mütterlichen Pflege wie in der ungebrochenen Vorherrschaft des instrumentellen Handelns. (Benjamin 1982, S. 431) Unter dem Primat sachlicher Rationalität wird die Geschlechterdifferenz schwebend, aber nicht wirklich aufgelöst. Vom Geschlecht abstrahierende Unterscheidungen wie öffentlich/privat, Beruf/Familie oder die Programmformel von der "Vereinbarkeit von Beruf und Familie" werden im Konfliktfall schnell wieder mit Geschlechterspezifika ausstaffiert und mit Affekten verbunden, die auf ein sozialpsychologisch tiefreichendes "Arrangement der Geschlechter" verweisen und sich einer "rein sachlichen" Regelung der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern widersetzen.

4. Die Erosion des Normalarbeitsverhältnisses und die Chancen zur politischen Regelung der sozialen Zeit

Die neuerlichen Diskussionen um die Geschlechterpolarität, um die Veränderungen der Sozialcharaktere von Frau und Mann sind sowohl eine Reaktion auf die Probleme der sozialen Mutterschaft und auf die nun langjährigen Erfahrungen von Frauen mit ihrer Berufstätigkeit, über die Frauen inzwischen laut reflektieren, als auch eine Reaktion von Männern auf den drohenden Verlust der weiblichen Unterstützung für ihre bisherige Lebensweise (vgl. Beck 1986, S. 186). Durch die zunehmende Individualisierung der Lebensgestaltung von Frauen - oder anders herum betrachtet: durch den Verlust patriarchaler Kontrolle über Frauen und Kinder wird der verwundbare Kern des männlichen Modells von Individualität sichtbar und wird die kompensatorische Rolle der Frau für das einseitige männliche Verständnis von Autonomie deutlich. Die Lebenslüge der Arbeitsmonade wird sichtbar. Den Frauen ermöglicht ihre soziale Erfahrung mit der Berufstätigkeit und mit der zunehmenden Teilnahme an der politischen Öffentlichkeit ein eigenes abwägendes Urteil mit ihren Erfahrungen und den Erwartungen aus dem Privatleben ohne nostalgische Romantisierung. Sie könnten aus dieser vergleichenden Erfahrung heraus die Verluste des vermeintlichen Fortschritts hin zu immer mehr sachlich vermittelten und formal geregelten Beziehungen zur Sprache bringen. Eine Voraussetzung für solche Reflexionen ist, daß in den von Frauen erkämpften sozialen Räumen im Beruf und in der Politik Beziehungen zwischen Frauen institutionalisiert und Diskussionszusammenhänge hergestellt werden, die die Verbindung zur kollektiven sozialen Herkunft bewahren, in denen Frauen sich ihrer Erfahrungen und Geschichte vergewissern können, ohne sie zur Vorgeschichte für die erreichten sozialen Positionen zu degradieren.

Politische Strategien, die soziale Gleichheit zwischen den Geschlechtern anstreben (z. B. Frauen in Männerberufe/Frauenförderpläne), orientieren sich häufig am "besseren" sozialen Status von Männern als Erfolgskriterium. Um aber nicht selbst in der Kritik des Geschlechterverhältnisses einem vorgegebenen männlichen Maßstab Vorschub zu leisten, bleibt immer zu fragen, ob und wie Männer wieder in ihr Leben integrieren, was sie in den Frauen abgespalten haben. Es ist die Umkehr des Blicks in die Richtung einer männlich geprägten Selbstentfaltungstheorie, von der bisher die Definition weiblicher Defizite stammt. Es geht dabei nicht mehr nur um die Kritik am falschen Allgemeinheitsanspruch von Theorien, die aus der

Abstraktion männlicher Erfahrungen gewonnen wurden, sondern um die theoretischen und gesellschaftlichen Konstruktionsbedingungen des Modells selbst, es geht um die Abspaltungen hinter den scheinbar neutralen Verallgemeinerungen wie dem "Normalarbeitsverhältnis" oder hinter einer Vorstellung von Selbständigkeit, die Abhängigkeit leugnet und von Leistung, die Körperlichkeit funktionalisiert und Erotik verdrängt.

Das Normalarbeitsverhältnis hat, wie anfangs dargestellt, zunächst materielle Sicherheit, soziale Anerkennung und sinnhafte Orientierung an dieser Form der Existenzsicherung nur jenem Teil der Gesellschaft gewährt, der sich aus den Tätigkeiten der Reproduktion des Lebens heraushält. Der andere Teil der Gesellschaft blieb aber vom Normalarbeitsverhältnis nicht unberührt, wurde zum Teil dahinein integriert und hat so dessen Voraussetzungen unterminiert und sichtbar gemacht. Der Blick auf das Geschlechterverhältnis kann zu Kriterien für die politische Regelung der sozialen Zeit führen. Uneingeschränkter Optimismus in die politische Kraft solcher Einsichten ist jedoch nicht angebracht. Denn die ungleiche materielle Basis des Interesses an Lohnarbeit und Hausarbeit zwischen Frauen und Männern ist bisher die höchste Schranke gegen eine Aufhebung der geschlechtlichen Arbeitsteilung. (Es gibt darin schichtspezifische Unterschiede.) Dem Interesse von Frauen an einer Integration ins Berufsleben zur Verbesserung ihres sozialen Status entspricht kein komplementäres von Männern an einer Beteiligung an der Reproduktionsarbeit. Das private Motiv einzelner Männer, besonders in der Mittelschicht, sich stärker an der Arbeit in der Familie und am Leben mit Kindern zu beteiligen, hat nicht die gleiche soziale Stoßkraft wie der Druck zur "Arbeitsmarkt-Individualisierung" oder der "Sog des Normalarbeitsverhältnisses", die auf Frauen wirken. Da aber auch für Männer kontinuierliche Berufstätigkeit seltener wird, könnten Formen der Existenzsicherung, die bisher hauptsächlich Frauen vorbehalten waren - die Kombination von Lohnarbeit und Hausarbeit -, auch für Männer zur verbreiteten Praxis werden. Die Suche nach verlässlichen Solidargemeinschaften jenseits traditioneller Formen von Ehe und Familie, die sowohl emotionalen Zusammenhalt als auch ökonomische Sicherheit auf der Basis von Gegenseitigkeit bieten, wird politisch auffällig. (Beispiele reichen von den rechtlichen Regelungen nicht-ehelicher Lebensgemeinschaften bis hin zur Pflegeversicherung.) Die herkömmliche geschlechtliche Arbeitsteilung gerät weiter unter Legitimationsdruck. Die Wiederkehr der verdrängten Voraussetzungen des Normalarbeitsverhältnisses führt zur Erosion dieser Institution. Diese Entwicklung könnte Forderungen nach einer Neubestimmung

des Normalarbeitsverhältnisses bestärken, die sich darauf richten, nicht den Lebensrhythmus der Arbeitsmonade zugrunde zu legen, sondern den der menschlichen Reproduktion in verlässlichen, emotionalen Beziehungen.

Heute ist das Normalarbeitsverhältnis aber auch von einer anderen Seite unter Druck. Die technische Veränderung des Produktionsprozesses, die linearen Zeitstrukturen selbstregulierter, tendenziell unendlicher Betriebszeiten fordern erneut die Flexibilisierung der Arbeitskräfte in anderen als den täglichen Acht-Stunden-Rhythmen (z. B. in Conti-Schichten). Betriebszeit und soziale Zeit geraten erneut in Konflikt. Industriell hergestellte Zeitstrukturen müßten in der Gesellschaft neu politisch ausgehandelt werden. Die Änderungen im Produktionsprozeß und in der Unternehmenspolitik haben inzwischen in Deutschland auch die Gewerkschaften Abschied nehmen lassen von bisherigen Vorstellungen des Normalarbeitsverhältnisses. Sie reagieren damit auf die Unternehmenspolitik. Deren und ihre eigenen Voraussetzungen in der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung vermögen sie noch immer politisch nicht zu erfassen.

Auf ihrem Gewerkschaftstag 1988 forderten einige Frauen in der Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr (ÖTV), das Programm ihrer Organisation zur Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern müsse "von dem Leitbild des von der Familienarbeit entlasteten männlichen Arbeitnehmers als Normalarbeiter abrücken. Der Mensch, der für sich, seine Kinder, die Familie materielle und emotionale Reproduktionsarbeit leistet, soll zum Maßstab des Normalarbeitnehmers/der Normalarbeitnehmerin genommen werden." Der Antrag löste heftige grundsätzliche Debatten aus, wurde aber abgelehnt. Er wird nicht zum letzten Mal gestellt worden sein.

Literaturverweise:

Jessica Benjamin 1982: Die Antinomien des patriarchalischen Denkens. Kritische Theorie und Psychoanalyse, in: Wolfgang Bonß/Axel Honneth (Hg.), Sozialforschung als Kritik, S. 426 - 455, Frankfurt

Jessica Benjamin 1990: Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht, Frankfurt/Basel; Kap. 5, Geschlecht und Herrschaft, S. 177 ff.

Ulrich Beck 1986: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt; Zweiter Teil: Individualisierung sozialer Ungleichheit, S. 121 ff.

Christoph Deutschmann 1990: Der Normalarbeitstag. Historische Funktion und Grenzen industriellen Zeitarrangements, in: Leviathan Sonderheft 11, Sozialphilosophie der industriellen Arbeit, S. 77 - 95

Christel Eckart 1990: Der Preis der Zeit. Eine Untersuchung der Interessen von Frauen an Teilzeitarbeit, Frankfurt

Christel Eckart 1992: Der Blick in die Nähe. "Fürsorglichkeit" als Fokus feministischer Gesellschaftskritik, in: Die Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte, Heft 1, S. 63 - 70

Carol Gilligan 1984: Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau, München/Zürich

Ute Gerhard/Alice Schwarzer/Vera Slupik (Hg.) 1988: Auf Kosten der Frauen. Frauenrechte im Sozialstaat, Weinheim/Basel

Tamara Hareven 1975: Family Time and Industrial Time, in: Journal of Urban History, No. 1, pp. 365 - 389

Martin Kohli 1988: Normalbiographie und Individualität. Zur institutionellen Dynamik des gegenwärtigen Lebenslaufregimes, in: H. G. Brose/B. Hildenbrand (Hg.), Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende, S. 57 - 85, Opladen

Helgard Kramer/Christel Eckart/Ilka Riemann/Karin Walser 1986: Grenzen der Frauenlohnarbeit. Frauenstrategien in Lohn- und Hausarbeit seit der Jahrhundertwende, Frankfurt

Hartmut Neuendorff 1973: Der Begriff des Interesses, Frankfurt

Jürgen P. Rinderspacher 1982: Krise der Zeiterfahrung und industrielle Zeitwirtschaft, in: Prokla 46, 1/1982, S. 119 - 133

Joan C. Tronto 1987: Beyond Gender Difference to a Theory of Care, in: Signs, No. 4, Vol. 12, S. 644 - 663

Max Weber 1956: Wirtschaft und Gesellschaft, Tübingen